

Universitätsgottesdienst Leipzig zum Sonntag Reminiszere, 25.2.2018  
Neue Universitätskirche St. Pauli, 11h, Prof. Dr. Roderich Barth

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die  
Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Universitätsangehörige, liebe Studierende, liebe  
Gottesdienstbesucher hier in der Neuen Universitätskirche,

*Erwartungen* bestimmen unser menschliches Leben durch und durch. Sie sind eine Art unsichtbares Band, das Menschen miteinander und mit ihrer Umwelt verbindet. Das Bild des Bandes ist eigentlich noch zu schwach. Erwartungen knüpfen vielmehr ein dichtes und undurchschaubares Gewebe, in dem man sich auch sehr schnell verstricken und verheddern kann. Verglichen mit konkreten Handlungen sind Erwartungen zwar noch vorläufig und oft bleiben sie auch unausgesprochen. Doch gerade in dieser Verborgenheit regieren sie unseren Alltag. Aus dem Hintergrund treten sie meist erst dann hervor, wenn es Störungen in der kunstvollen Mechanik ihrer wechselseitigen Erfüllung gibt. Das fängt oft bei ganz kleinen Dingen an, wenn etwa die Hilfsmittel unseres tätigen Weltumgangs nicht so funktionieren, wie sie sollen. Schon gravierender wird es, wenn es um Erwartungen zwischen Sozialpartnern geht. Denken sie einfach mal an ihre Erlebnisse im Straßenverkehr! Und noch komplizierter wird es in unseren beruflichen und freundschaftlich-familiären Beziehungen. Denn hier sind unsere Erwartungen an den Anderen und an seine Erwartungen auf Dauer angelegt. Umso folgenreicher ist es, wenn hier Erwartungen ins Leere oder an einander vorbeilaufen.

Dass Erwartungen eine destruktive Kraft ausüben können, wird in diesen Tagen nicht zuletzt am Drama der Regierungsbildung deutlich. Seit der Wahl sind nun schon fünf (!) Monate vergangen. Noch immer aber ist der Ausgang offen und liegt nun in den Händen von Delegierten oder Mitgliedern zweier vollständig verunsicherter und innerlich zerrissener Volksparteien bzw. dessen, was noch davon übrig ist. Ohne die politische Analyse hier vertiefen zu wollen, so steht außer Frage, dass wir uns in einer für die Bundesrepublik neuartigen Situation befinden. Deren Tragweite ist bisher schwer abzuschätzen. Ein Grunddilemma scheint mir aber auf vielen Ebenen immer deutlicher zu werden: Die

demokratischen Parteien werden mehr und mehr zwischen konträren Erwartungen zerrieben. Auf der einen Seite zwingt die von ihnen erwartete Organisation von politischen Mehrheiten zum pragmatischen Kompromiss und damit zur partiellen Selbstverleugnung, auf der anderen Seite steigt der Druck, sich angesichts einer medial, ja vor allem *neum*medial genährten Unzufriedenheit in der Gesellschaft genau dieser Erwartung zu entziehen und sich vollmundigen Radikalpositionen zu verschreiben – gleichsam den Sirenengesängen der politischen Ränder erliegend. Pragmatischer Kompromiss hier – kompromisslose Profilbildung dort – wie kann man diesen Erwartungen gerecht werden?

Um Erwartungen kreist auch unser heutiger Predigttext. Der im letzten Jahr verstorbene Alttestamentler Otto Kaiser hat ihn zu den »Meisterwerken der Weltliteratur« gezählt. Und in der Tat wird hier meisterhaft über die literarischen Bild- und Handlungsebenen hinweg ein dichtes Geflecht aus Erwartungen gesponnen. Der Text aus dem 5. Kapitel des Jesajabuchs, Verse 1–7, entführt uns in das Jerusalem von vor über 2500 Jahren: Die Szene ist ausgelassen, man feiert ein Erntefest und wohnt eine Woche in Laubhütten auf Dächern und Plätzen der Stadt. Jetzt betritt Jesaja die Szene und kündigt, die Erwartung seines fröhlichen Publikums aufgreifend, ein Liebeslied an:

»Wohlan, ich will von meinem lieben Freunde singen, ein Lied von meinem Freund und seinem Weinberg«.

Virtuos mit den äußerst populären Bildern der Braut- und Liebesmetaphorik spielend schildert der Prophet in den ersten beiden Strophen sodann nicht nur die übergroße Liebe und die daraus erwachsende Fürsorge seines Freundes für seine Braut, sondern auch die daraus hervorgehenden Erwartungen – ich fahre fort:

»Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter und wartete darauf, dass er gute Trauben brächte...«

Soweit, so gut – jetzt aber, liebe Gemeinde, kippt die Stimmung, denn die Erwartungen des Freundes und damit natürlich auch die der

fröhlichen Festgemeinde werden jäh enttäuscht. In den Worten des Sängers:

Der Freund wartete auf gute Trauben, »... aber er – der Weinberg – brachte schlechte Trauben«, in alten Übersetzungen heißt es noch: »Herlinge«.

All die Liebe und Mühe also vergebens! Statt süßen Trauben bringt der Weinberg nur bittere Frucht hervor. Die Enttäuschung ist so groß, dass der Freund zu einem wiederum ganz unerwarteten Mittel greift: Nicht nur geht er mit seinem Weinberg ins sprichwörtliche Gericht, sondern er beruft ein solches Tribunal förmlich ein und besetzt es mit den umstehenden Hörern:

»Nun richtet« – so heißt es in unserem Lied weiter – »ihr Bürger zu Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberg! Was sollte man noch mehr tun an meinem Weinberg, das ich nicht getan habe an ihm? Warum hat er denn schlechte Trauben gebracht, während ich drauf wartete, das er gute brächte?«

Hatten die Zuhörer der Festgemeinschaft zunächst die unerwartete Wendung des Liebes- in ein Klagelied zu verdauen, so finden sie sich jetzt auf einmal unverhofft in der Rolle von Richtern wieder – statt ausgelassene Fröhlichkeit wird nun ein Urteilsspruch von ihnen erwartet. Und während sie nach Worten ringen, um das zu erwartende Urteil zu sprechen, natürlich dem Kläger Recht zu geben und das angemessene Strafmaß zu formulieren, kommt schon die nächste Wendung, dramaturgisch inszeniert durch den Wechsel in die 1. Person des Prophetenfreundes. Er wartet das Urteil des von ihm einberufenen Gerichts erst gar nicht ab, sondern geht unvermittelt über zur Verkündung seines Strafmaßes:

»Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will! Sein Zaun soll weggenommen werden, dass er kahl gefressen werde, und seine Mauer soll eingerissen werden, dass er zertreten werde. Ich will ihn wüst liegen lassen, dass er nicht beschnitten noch gehackt werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen, und will den Wolken gebieten, dass sie nicht darauf regnen.«

Liebe Gemeinde, ich weiß nicht, wie es ihnen geht – aber ich vermute, die Härte und Radikalität wird sie ebenso schockieren, wie wohl schon die zeitgenössischen Zuhörer Jesajas. Das ist gewiss kein mildes Urteil. Keine Perspektive auf Rehabilitation, sondern gnadenlose Bestrafung. Statt einer besonnenen Reaktion auf die Enttäuschung erfolgt eine wütende Rache, die vor Zerstörung nicht halt macht. Wäre nicht ein einfaches Brachliegenlassen genug der Strafe gewesen, hätte man nicht vielleicht sogar den Reben noch ein weiteres Jahr geben oder auch einmal eine andere Rebsorte ausprobieren können? Aber nein! Die aus der Enttäuschung folgende Wut lässt keine Besinnung zu. Nicht nur Abkehr, sondern aktive Zerstörung fordert der gekränkte Stolz des Freundes und wie schön zeichnet der Sänger den Furor seines Freundes, wen er ihn sogar den Wolken das Regnen verbieten lässt!

In das Entsetzen hinein spricht der Prophet sein letztes Wort und mutet seinen Hörern und damit auch uns eine letzte Wendung zu:

»Des HERRN Zebaoth Weinberg aber ist das Haus Israel und die Männer Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing. Er wartete auf Rechtsspruch, siehe, da war Rechtsbruch, [er wartete] auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit.«

Liebe Gemeinde, damit ist unser Predigttext am Ende. Der Prophet übernimmt selbst die Deutung seines Weinbergliedes. Das kunstvolle Spiel mit den wechselnden Rollen und Wendungen wird dadurch vollendet, dass der symbolischen Bedeutung des Weinberges noch eine weitere Sinnebene hinzugefügt wird: Der Weinberg, zunächst Metapher für die geliebte Braut, wird jetzt zur Metapher für das erwählte Gottesvolk. Mit düsterer Stringenz führt der Prophet das in der Liebesmetaphorik angestimmte Lied seinem dunklen Ende zu: Der unfruchtbare Weinberg ist das Gottesvolk als treulose Braut – man fühlt sich an die emotionalen Bilder der Unheilspredigt des Hosea erinnert – Gottes Zorn trifft die untreue Braut, die alle Erwartungen enttäuscht und das Recht missachtet hat.

Der Kontrast, den der Spannungsbogen vom fröhlichen Anfang bis zu diesem Ausgang erzeugt, könnte nicht größer sein. Man versteht nun zwar das Urteil des Literaturkritikers, bleibt aber auch ratlos zurück. Die Auflösung der eigentlichen Bedeutung des Liedes führt nicht zu einer

Ermäßigung. Nicht einmal ein Aufruf zur Buße oder Umkehr, allein die düstere Aussicht auf das zornige Gericht – den Hörern und auch uns, so wir uns denn in ihnen angesprochen fühlen, muss es Schauern oder starr werden vor Angst. Hier zeigt sich ein dunkler und unerbittlicher Gott – es ist ein fordernder Gott mit ganz klaren Erwartungen. Wer diesen Erwartungen nicht nachkommt, und wer kann das schon, den trifft sein strafender Zorn.

Liebe Gemeinde, man kann jetzt natürlich versuchen dieser Härte mit dem Hinweis auf den Gott zu entgehen, dem wir heute etwa in der Epistel des Paulus begegnet sind. Den Gott, der uns im Glauben die Gerechtigkeit zuspricht, die wir notorisch verfehlen müssen, wenn wir sie aus eigener Kraft zu erlangen suchen. Es ist der Gott, der uns Friede und Hoffnung schenkt aus seiner unerschütterlichen Liebe heraus. Doch mit dieser direkten Ausflucht in die Arme des gnädigen Gottes vertraut man sich viel zu schnell einfachen Alternativen an: Alter Bund – Neuer Bund, Gesetz – Evangelium oder eben Zorn vs. Liebe. Dass diese Schemata aber leicht zur Verkürzung geraten, können wir aus unserer heutigen Evangelien-Lesung lernen. Denn sie beweist nicht nur, dass Jesajas Weinberglied auch in der Jesustradition lebte und fortgeführt wurde, sondern dass gerade für Jesu Evangelium vom Vater und seinem Reich der todernste Gedanke des Gerichts keinesfalls obsolet wurde. Oder anders und mit Rudolf Otto formuliert: Die Zuwendung zum Vater verliert allen Ernst und alle Tiefe, wenn man nicht den Oberton des furchterregenden Richters mithört.

Doch wir brauchen eigentlich gar nicht auf das Evangelium vorzugreifen. Schon das Weinberglied selbst sperrt sich gegen eine Reduktion und hat vielmehr eine bleibende Relevanz nicht nur als Oberton oder Gegenmoment. Um das zu erkennen, darf man sich nicht allein auf das Gottesbild fixieren, sondern muss vielmehr die Bewegung mitvollziehen, die der Sänger des Weinbergliedes seinen Hörern zumutet. Sie werden hineingenommen in die Logik der menschlichen Erwartungen und bekommen dabei zunächst die Rolle des Richters zugewiesen: »Nun richtet, ihr Bürger zu Jerusalem und Männer Judas« – so zieht der Prophet die Hörer mit der Stimme seines Freundes in das Geschehen hinein. Unvermittelt geraten wir, wenn wir uns davon ansprechen lassen, in die Position desjenigen, der andere zu beurteilen hat und den Erwartungsmaßstab stellt. Recht und Unrecht liegen

objektiv vor uns und wir stimmen in Anklage und enttäuschte Erwartung ein. Doch dann erfolgt eine schwindelerregende Achsendrehung und nun sitzen auf einmal wir auf der Anklagebank. In die von uns freigemachte Position des Richters aber tritt der allmächtige Herr. Was der Prophet mit seinem Weinberglied in Gang setzt, ist also nichts Geringeres als eine Umkehr der Blickrichtung. Es bedarf am Ende der Geschichte gar keines Bußrufes, keiner Aufforderung zur Umkehr mehr – diese ist, wenn man das Lied nicht unbeteiligt an sich vorüberziehen lässt, vielmehr schon längst vollzogen. Wir blicken nicht mehr auf den unfruchtbaren Weinberg oder die treulose Braut, sondern der Blick geht – vermittelt über das literarische Meisterspiel des Propheten – zurück auf uns selbst. Dort stehen wir nun *sub specie aeternitatis*, im Angesicht des unbestechlichen Richters und es tut sich ein Abgrund auf. Das Weinberglied ist also gleichsam wie eine Einübung in das Gewissen, eine Selbstbeurteilung nicht am Maßstab der eigenen Erwartungen, sondern vielmehr eine Beurteilung der eigenen Erwartungen am Maßstab einer göttlichen Gerechtigkeit.

Blicken wir jetzt im Lichte des Weinbergliedes noch einmal auf unsere heutige Situation, wie ich sie eingangs als soziales Geflecht unserer Erwartungen und Erwartungserwartungen im Allgemeinen und insbesondere im Politischen beschrieben habe. Lassen wir uns auf die Umkehr der Blickrichtung ein, in die uns das Weinberglied des Propheten literarisch eingeübt hat, dann kann es uns gehen wie den Besuchern des Jerusalemer Laubhüttenfestes – auf einmal stehen wir selbst im Fokus des Gerichts: Aus der Wut über einen anderen Verkehrsteilnehmer etwa kann so das Aufmerken auf den Mangel an eigener Umsichtigkeit werden. Aus einer notorischen Enttäuschungshaltung gegenüber engen Berufs- und Lebenspartnern kann ein Bewusstsein für hypertrophe Erwartungen und eigene Unzulänglichkeiten erwachsen. Und die Empörung über ›die da Oben‹ zeigt sich als hässliche Fratze einer abstrusen Anspruchshaltung: Kann man es unseren Erwartungen eigentlich recht machen? Ist nicht die Unzufriedenheit über die politische Situation das Resultat unserer eigenen Wahl? Und erwarten wir ernsthaft, dass ein staatspolitischer Interessenausgleich über die einseitige Durchsetzung unserer persönlichen Vorlieben ermöglicht wird?

»Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet« (Mt 7,1) – so konnte es Jesus in der ihm eigentümlichen Prägnanz zusammenfassen. Lassen wir uns also durch das Prophetenwort zu einer Kultur der Besonnenheit und Demut ermahnen. Vertrauen wir auf die Wirkung des Perspektivenwechsels. Üben wir uns im selbstkritischen Umgang mit unseren Erwartungen. Damit geben wir nicht nur der Fastenzeit eine protestantische Auslegung, sondern dürfen auch hoffen, dass die Bitte des heutigen Sonntags Reminiszenz Gehör findet und sich unser Herr seiner Barmherzigkeit erinnert.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.